

Abschiedsrede

Direktion
Prof. Dr. Walter Schmid
Direktor Departement Soziale Arbeit

T direkt +41 41 367 48 50
walter.schmid@hslu.ch

Luzern, 17. August 2016
Seite 1/8

Das Dutzend ist voll **Rückblick auf zwölf Jahre als Direktor der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit**

Prof. Dr. Walter Schmid, Hertenstein

Liebe Mitarbeiterinnen, liebe Mitarbeiter, Kolleginnen und Kollegen

I. Einleitung

Es ist nun gut zwölf Jahre her, seit ich meine Stelle als Rektor der Hochschule für Soziale Arbeit Luzern angetreten habe. Die Übergabe vom alten zum neuen Rektor fand im Rahmen der Eröffnung des Studienjahrs statt. Einen gemeinsamen Eröffnungsanlass der Hochschule Luzern, wie wir ihn heute kennen, gab es zu jener Zeit noch nicht. Jede Teilschule der früheren FHZ Fachhochschule Zentralschweiz hatte ihre eigene Veranstaltung. Passend zum Anlass wurde dieser damals unter das Motto Übergänge gestellt. Gastreferentin war Maja Wicky. Die Philosophin und unermüdliche Aktivistin zugunsten ausgegrenzter Menschen und Flüchtlingen sprach damals über die verschiedenen Übergänge, denen wir im Leben ausgesetzt sind. Sie ist vor wenigen Wochen gestorben und hat damit den letzten Übergang bewältigt.

Auch heute stehen wir – Sie und ich – wieder an einem Übergang. Ich gebe meine Funktion nach gut zwölf Jahren als Direktor ab. In guter Tradition unserer Schule tue ich dies vor dem eigentlichen Pensionierungsalter und trete wie mein Vorgänger ins Glied der Dozierendenschaft zurück. Und so wie er habe auch ich mich an die Zahl zwölf gehalten. Das Dutzend ist voll, wie man sagt, ein guter Zeitpunkt meine Funktion abzugeben. Und jetzt bleibt mir, mich noch einmal an Sie zu wenden und Rückschau zu halten auf das vergangene Dutzend Jahre. Natürlich schweift der Blick weiter zurück in die Vergangenheit, zurück auf ein Berufsleben, das verschiedene Etappen kannte, zurück in die 1980er Jahre, als ich in jungen Jahren die Schweizerische Flüchtlingshilfe geleitet, später in die turbulenten Zeiten der 1990er Jahre, in denen ich dem Züricher Sozialamt vorgestanden habe, bevor ich nach einem kurzen Zwischenspiel im Bundesbern hierher an die Gestade des Vierwaldstättersees kam und dort dann auf den mir bis dahin unbekanntem Stamm der Sozis von Luzern getroffen bin. Fremd bin ich eingezogen, doch anders als in Schuberts Winterreise, zieh ich fremd nicht wieder aus. Zwar hat sich mir auch in den zwölf Jahren nicht alles erschlossen, dem ich hier begegnet bin, und die Funktion des Chefs bringt es mit sich, dass auch nach einem Dutzend Jahren eine gewisse Distanziertheit bleibt, ein Stück Einsamkeit auch, die

Luzern, 17. August 2016
Seite 2/8
Abschiedsrede – Das Dutzend ist voll

nicht zu umgehen ist, wenn man eine solche Funktion ausübt. Doch habe ich hier eine Aufgabe gefunden, die mich sehr befriedigt hat, und mit Menschen zusammenarbeiten dürfen, denen ich mich sehr verbunden und unter denen ich mich wohl fühle. Und diesen allen zu danken, denen, die heute noch da sind und jenen, die früher mit mir zusammengearbeitet haben, ist mir ein wichtiges Anliegen heute.

Doch bevor ich dazu komme, noch ein paar Überlegungen, die ich mit Ihnen teilen möchte. Zwölf Jahre sind kaum eine Sekunde in der Weltgeschichte und doch fragt man sich bisweilen, was hat sich in dieser Zeit eigentlich verändert? Was hat sich in der Welt verändert? Was hat sich an unserer Schule verändert? Und was an der Sozialen Arbeit? Gefangen in der eigenen Zeit fällt es nicht einfach, auf diese Fragen Antworten zu geben. Wir sind jeden Tag damit beschäftigt, auf dem breiten Fluss unseres Lebens, der ja auch ein Fluss des Vergessens ist, zu rudern und werfen nur selten einen Blick auf die Ufer, wo wir vielleicht erkennen könnten, welche Veränderungen auf unserer Reise denn tatsächlich stattfinden.

II. Das globale Umfeld

Was hat sich in der Welt verändert? Bei meinem Amtsantritt lag 9/11 bereits hinter uns. Die Dekade der Hoffnung auf ein friedliches Zeitalter, die mit den Jahren nach der Wende verbunden war, wurde jäh unterbrochen. Davor noch wurden die Atomarsenale abgebaut, die als reale und gefühlte existentielle Gefahr meine Generation geprägt hat. Die Rede war von einer Friedensdividende, die es erlauben würde, statt in Waffen in die globale Armutsbekämpfung zu investieren. Waffen zu Pflugscharen. Russland und die USA kamen sich nahe und schienen Bündnispartner zu werden. Und nicht wenige Länder der Dritten Welt wandelten sich von Diktaturen zu so etwas wie Demokratien.

Mit 9/11 wurde ein neuer Krieg eröffnet, der die letzten Jahre, auf die ich zurück blicke, geprägt hat. Mit dem «War Against Terrorism» wurde ein Thema gesetzt, das die internationale Agenda seither beherrscht und zwar in einem Masse, so dass andere, aus meiner Sicht weit wichtigere Themen ins zweite oder dritte Glied verdrängt wurden. Wie so manche Kriege eskalierte er und drang nicht nur geographisch, sondern auch gesellschaftlich und ideologisch in immer weitere Bereiche vor. Im Weiteren entwickelten sich, was Kriegen ebenfalls eigen ist, Feindbilder, die oft mit den Realitäten nicht mehr viel zu tun haben, aber der Radikalisierung Vorschub leisten. Eine Frontstellung gegen den Islam wurde aufgebaut, gegen eine dem Christentum verwandtschaftsgeschichtlich recht nahestehende monotheistische Religion, die zwar Elemente kennt, die zur Radikalisierung neigen, sich gerade darin aber nicht wesentlich von anderen Religionen unterscheiden. Diese Frontstellung gegen den Islam führte zu einer gespaltenen Weltansicht, die sich nicht an den Realitäten orientiert, sondern an Ideologien und politischen Konstrukten, nicht unähnlich dem Kalten Krieg, der die Jahrzehnte davor geprägt hat. Noch ist nicht absehbar, wie diese Entwicklung unser Leben, das ganz konkrete, auf Sicherheit bedachte Leben in unserem Alltag verändern wird, und vor allem, wie wir da wieder herauskommen. Mit dem Abbruch einer Mauer, wie dies 1989 geschah, wird es wohl nicht getan sein.

In die Zeit fällt die Finanzkrise von 2008. Sie hat schlagartig die Verletzlichkeit unserer Finanzsysteme und der daran hängenden Realwirtschaft aufgezeigt. Sie hat das Vertrauen in Finanzwerte, Märkte, Finanzstrukturen und deren Personal erschüttert. In den Jahren danach wurden die Verflechtungen zwischen privaten Investitionen und der Haftung der Öffentlichkeit in der ganzen Tragweite sichtbar. Manches Finanzinstitut musste aufgefangen werden, weil es to big to fail war. Und es wurde auch deutlich, dass die letzte Auffanggesellschaft, die gestrauchelte

Unternehmen wirklich noch auffangen kann, die Gesellschaft selber ist. Mit anderen Worten, die Steuerzahlenden. Ganze Länder sind so an den Rand des wirtschaftlichen Ruins getrieben und ihre Sozialsysteme ausgehöhlt worden. Plötzlich wurde auch für jede und jeden von uns erkennbar, in welcher hohen Masse wir persönlich mit globalen Finanzsystemen verhängt sind. Negativzinsen, mangelnde Kapitalerträge, fehlende Investitionsmöglichkeiten betreffen nicht nur Spekulanten und Superreiche; jede und jeder von uns, hängt spätestens mit den eigenen Pensionskassen im System. Wir alle sind es, die als ‚Marktteilnehmende‘ bzw. über unsere Vertretungen den Gang der Dinge bestimmen und, so anonym uns das Geschehen erscheinen mag, wir sind mit den menschlichen Attributen mitgemeint, wenn man sagt, die Marktteilnehmenden seien verunsichert, hätten kein Vertrauen mehr oder seien zuversichtlich und guter Laune. Auch die Regierungen sind in ihren Entscheidungen längst nicht mehr frei. Ein falsches Wort kann Milliarden kosten, beispielsweise, wenn es zu einer Abstufung durch die Rating Agenturen führt. Die EURO-Krise als Phänomen gehört auch in diese Zeit. Vielleicht aber ist diese Sicht zu negativ und zu eurozentriert, denn im gleichen Zeitraum, das muss gesagt sein, ist es global gelungen, die Armut zurück zu drängen. So haben verschiedene Kampagnen der UN gegen die Armut Wirkung gezeigt und die Zahl der Menschen in absoluter Armut reduziert. Natürlich war dafür vor allem der wirtschaftliche Aufschwung in grossen Schwellenländern verantwortlich. Doch immerhin hat hier eine wichtige Entwicklung stattgefunden; es sind Mittelschichten in Ländern entstanden, wo dies nicht zu erwarten war, Mittelschichten, denen wir immer zahlreicher auch hier in Luzern an den Touristenmeilen und Hotspots begegnen.

Und was war noch? Vor zwölf Jahren erarbeitet ein Konvent eine Europäische Verfassung, die im Jahr danach in Rom von den Staats- und Regierungschefs der EU-Mitgliedstaaten feierlich unterzeichnet wurde. Europa wollte sich mit einer eigenen Verfassung eine neue rechtliche Grundlage schaffen und die Strukturen der Union klären. Im Jahr danach, just in den Tagen, als unsere Schule hier in Luzern im KKL zum Thema «Soziale Schweiz – Soziales Europa» eine hochkarätige Veranstaltungswoche mit zahlreichen Konferenzen und Anlässen, unter anderem auch die Geburtstagsfeier zum 100. Geburtstag der SKOS, durchführte, versenkten die Niederländer in einer Volksabstimmung das Verfassungswerk. Im Rückblick war das ein Signal für die weitere Entwicklung. Der europäische Integrationsprozess hatte einen Rückschlag erfahren. Europa hatte sich wohl mit der Osterweiterung und der forcierten Integration zu viel vorgenommen. So waren die letzten zehn Jahre geprägt von einem Europa, das von Krisen heimgesucht wurde, politisch an Strahlkraft verloren hat und sich nun, nach dem Brexit, neu finden muss. Zuwenig gewürdigt wurde, dass die europäischen Institutionen dem Kontinent während Jahrzehnten eine Friedenszeit beschert hat, eine Friedenszeit, wie es sie in der Geschichte noch nie gab. Davon hat insbesondere die Schweiz profitiert, die sich gleichzeitig nie zur Europäischen Union bekennen wollte. Leute, die sich wie ich öffentlich für einen EU Beitritt der Schweiz aussprechen, sind heute auf verlorenem Posten. Doch ohne eine enge Verbindung mit Europa ist die Zukunft der Schweiz nicht zu denken.

Und sonst? Im Rückblick wird das vergangene Dutzend Jahre auch für einen schleichenden Wandel der Demokratie stehen. Wir erleben dies im eigenen Land und im Ausland. In der Schweiz wird sie immer mehr als die Herrschaft der Mehrheit verstanden, die über der Rechtsstaatlichkeit und den Institutionen steht. Volksentscheide zur Masseneinwanderung, aber auch zu Minaretten, Verwahrung oder Pädophilie sind Beispiele dafür. Sie haben uns in der Umsetzung Probleme geschaffen, an denen wir politisch jahrelang herumlaborieren ohne Aussicht, die damit verbundenen Widersprüchlichkeiten aufzulösen. Wir beschäftigen uns vor allem mit uns selber. Gerade der Blick ins Ausland führt uns jedoch drastisch vor Augen, dass Demokratie mehr als nur Mehrheiten bedeutet, sondern, dass Institutionen wie Gewaltenteilung, Rechtsstaatlichkeit, Grundrechte und Minderheitenrechte zentrale zusätzliche Dimensionen sind, die Demokratie erst ermöglichen. Der Aufstieg von Mehrheiten gewählter Despoten, wie wir sie in Russland oder in der

Türkei heute sehen, müsste uns die Augen öffnen für die Bedeutung von Grundrechten und Institutionen, die sie zu verteidigen wissen. Es ist schon peinlich, sich heute daran erinnern zu müssen, dass nach dem Anschlag auf Charlie Hebdo der heutige Präsident der Türkei in Paris gemeinsam mit den Staatsechefs europäischer Länder an vorderster Front für die Pressefreiheit mitmarschiert ist. Der Zynismus kennt bisweilen keine Grenzen.

III. Die Hochschule

In diesem Umfeld bilden wir Menschen aus und versuchen, sie für ein Berufsleben vorzubereiten. Und was ist mit der Hochschule in diesen vergangenen Dutzend Jahren geschehen? Die Fachhochschulen feiern demnächst ihr zwanzigjähriges Bestehen. Sie sind gerademal volljährig geworden. Sie sind nach einem fulminanten Start inzwischen zu einem festen Bestandteil der Bildungslandschaft geworden. Die Integration der verschiedensten Schulen ist abgeschlossen und so ist auch die vormalige Hochschule für Soziale Arbeit Luzern, deren Leitung ich angetreten hatte, in dieser Zeit zu einem Departement der Hochschule Luzern geworden. Die Soziale Arbeit hat heute einen festen Platz gefunden und ist, anders als noch vor kurzem, als die Frage im Raum stand, ob es die Soziale Arbeit in Luzern überhaupt brauche, in ihrem Bestand nicht mehr gefährdet. Dies jedenfalls solange, als der Bildungsstandort Luzern selber Bestand hat. Die Integration in die Hochschule Luzern hat für die Meisten wenig geändert, auch wenn die Überführung des Personals in die neue Ordnung, nicht ohne Anpassungen möglich war. Die grosse Bologna-Reform, die vor zwölf Jahren anstand, wurde inzwischen umgesetzt. Der bildungspolitischen Euphorie, die anfänglich damit verbunden war, ist eine nüchterne Betrachtungsweise der Vor- und Nachteile dieser Reformbewegung gewichen. Welche langfristigen Wirkungen diese Reform auf das Bildungsverständnis und Bildungsverhalten der nächsten Generation haben wird, lässt sich heute noch nicht zuverlässig abschätzen. Unübersehbar aber sind die Ökonomisierung der Bildung, die Negotiabilität der Abschlüsse und utilitaristische Leistungsorientierung auf dem Vormarsch. Neugierde, Entdeckerfreude und Persönlichkeitsentwicklung riskieren auf der Strecke zu bleiben.

Mit der neuen Ausgestaltung der Hochschullandschaft, wie sie mit dem HFKG angestrebt wird, sollte dem Konkurrenzgedanken mehr Gewicht beigemessen werden. Gleiche Regulierungen, gleichlange Spiesse für alle. Qualitätsmessungen und Ratings sollten dann die Differenz ausmachen. Geht das in der Schweiz wirklich auf? Ich glaube, dass politische und regionale Interessen noch auf lange Zeit jedem wettbewerbsbasierten System Grenzen setzen werden. Bislang jedenfalls sind standes- und regionalpolitisch geführte Verteilungskämpfe um die Finanzmittel sowie Kooperationen bzw. Allianzen und Seilschaften mindestens so starke Treiber der Entwicklung gewesen wie die offene Konkurrenz. Andersartig, aber gleichwertig sollten die Fachhochschulen sein, hiess es lange Zeit. Mit dem einheitlichen, gesetzlichen Bezugsrahmen und den einheitlichen Finanzierungsmechanismen dürfte jedoch die Konvergenz der Hochschultypen eher vorangetrieben und die Andersartigkeit unterminiert werden, allen politischen Absichtserklärungen zum Trotz. Noch ist es den Fachhochschulen nicht gelungen, ein breit abgestütztes Selbstverständnis ihrer Andersartigkeit über die verschiedenen Disziplinen hin zu entwickeln. Noch ist das Selbstbild der Dozierenden bzw. Projektleitenden an Fachhochschulen nicht hinreichend gefestigt und noch zu sehr wird versucht, sich in allen Fragen am bekannten Bezugsrahmen der Universität zu orientieren – vom Statusdenken der Professorinnen und Professoren, wenn es um den Titel geht bis zu den Hochschulen selber, wenn es um den 3. Zyklus geht. Universitäten aber haben bekanntlich eine mehrere hundert Jahre alte Geschichte hinter sich. Diese steht (steht sie?) den Fachhochschulen erst noch bevor. Solange wird noch vieles offen und in Entwicklung bleiben.

Luzern, 17. August 2016
Seite 5/8
Abschiedsrede – Das Dutzend ist voll

Auch die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, die in meiner Zeit als Direktor zum Departement Soziale Arbeit der Hochschule Luzern mutiert ist, hat sich im vergangenen Dutzend Jahre verändert. An dieser Stelle könnte ich nun leicht versucht sein, in eine Leistungsschau abzugleiten. Doch seien Sie unbesorgt. Das wird mir nicht passieren. Nur so viel: Das Wachstum, die Verdoppelung der Studierendenzahlen und die Erhöhung der Anzahl Mitarbeitenden haben auch kulturelle Veränderungen mit sich gebracht. Das Schaffen von themenorientierten Instituten hat Identitätsbildungen innerhalb des Departements mit sich gebracht und damit auch zu Abgrenzungen geführt. Das Schaffen eines Masterstudiengangs hat die Frage nach dem Wert des Bachelors aufgeworfen, die Einführung einer Vertiefungsrichtung in Sozialpädagogik zur schärferen Profilierung gegenüber den generalistisch aufgestellten Konkurrentinnen beigetragen. Aus einer Hochschule, die noch den Mythos des Familienbetriebs, den sie bereits bei meinem Amtsantritt nicht mehr war, mit sich trug, ist das Departement einer Mehrspartenhochschule geworden, das heute als betriebswirtschaftlich geführtes Unternehmen da steht. Ein Glücksfall war, dass wir gegen den Widerstand des Kantons, aber als Stiftung noch unabhängig, mit der Zumiete und dem Bau des Hörsaals im Inseliquai Fakten geschaffen haben, die uns im vergangenen Jahrzehnt von quälenden Raumproblemen weitgehend befreit haben, während andere Departemente einen grossen Teil ihrer Energien auf Infrastrukturvorhaben konzentrieren mussten.

Und wie steht es mit der Unternehmenskultur an unserer Schule? Auch diese hat sich gewandelt und blieb ein Dauerthema. Schon 2006 befassten wir uns an einer Retraite auf dem Bürgenstock mit Kulturfragen. Was macht die Kultur in einer Expertenorganisation aus? Wie arbeiten die Dozierenden und das administrative Personal zusammen? Wer hat an wen welche Erwartungen und bringt wem welche Wertschätzung entgegen? Aus meiner früheren Tätigkeit und von verschiedenen Ämterfusionen her wusste ich, dass sich kaum etwas so schwer verändern lässt, wie Unternehmenskulturen. Darin liegt eine Stärke, denn sie verfügen über eine enorme Beharrlichkeit. Nicht ohne Grund wurde in den 1980er Jahren der Slogan geprägt: Nur Stämme überleben! In dieser Beharrlichkeit lag aber gerade auch für mich als Direktor nicht selten ein Schmerzpunkt. Nur begrenzt ist es mir gelungen, negative Kulturelemente wie Ausgrenzungen, Neid, Konkurrenzierungen und Herabsetzungen unter der Mitarbeitendenschaft zu bekämpfen. In jedem Betrieb bilden sich über die Zeit Privilegien und Pfründen. Die grosse Curriculumsreform VIVACE unter Beteiligung aller hatte deshalb neben dem Inhaltlichen nicht zuletzt dieses zum Ziel: Die Aufgaben, Chancen und Lasten, gerechter zu verteilen. Insbesondere den jungen Mitarbeitenden in diesem Umfeld zu einem guten Start zu verhelfen, erachtete ich als eine meiner Pflichten. Umso glücklicher war ich als Direktor, wenn man immer wieder auch Zeichen der Wertschätzung unter den Mitarbeitenden, Zeichen der gegenseitigen Hilfs- und Leistungsbereitschaft und Unterstützung wahrnehmen durfte. Die Teams blieben bei allem wichtige Horte der Verbindlichkeit und der Solidarität. Gerade auch in Situationen, wo der Führung nicht mehr ganz klar war, wohin der Weg führen sollte. Dies immer wieder erfahren zu dürfen, das erfüllte mich mit Dankbarkeit.

Dank hoher Professionalität von Ihnen allen und dank unserer Nähe zur Praxis ist es uns gelungen – und darauf bin ich stolz – in wichtigen Themen unserer Zeit Impulsgeberin zu sein. Ob es um die Soziale Gerechtigkeit in der Schweiz und Europa geht, um die Sozialhilfe um Sozialversicherungen, den Kindes- und Erwachsenenschutz, den öffentlichen Raum, die Partizipation, die Menschenrechte, die Arbeitsintegration, die sozialpolitische Steuerung, Behindertenrechtskonvention oder die Beziehungen zwischen der Schweiz und dem Kosovo ging, in vielen aktuellen Fragen haben wir über unsere Hochschule hinaus in die Öffentlichkeit hineingewirkt und uns in Fachkreisen einen Namen geschaffen. Dies entsprach meinem Verständnis einer Hochschule, die nur im Austausch mit der Öffentlichkeit ihre Vitalität wahren und ihre Legitimation erhalten kann. Dass wir nicht nur Aktualitäten nachgesprungen, sondern den

Luzern, 17. August 2016
Seite 6/8
Abschiedsrede – Das Dutzend ist voll

Themenschwerpunkten über längere Zeit treu geblieben sind, hat uns auch die Anerkennung des jeweiligen Fachpublikums gebracht, die für den Fortbestand unserer Hochschule wichtig ist.

IV. Die Soziale Arbeit

Und wie hat sich die Soziale Arbeit in den vergangenen zwölf Jahren entwickelt? Es fällt mir ausserordentlich schwer, klare Entwicklungslinien der Sozialen Arbeit nachzuzeichnen. Einmal mehr: Wir stehen mitten drin in der Zeit und sind damit zu nahe auf den Geschehnissen für ein verlässliches Urteil. Im Gespräch mit Kolleginnen und Kollegen versuchten wir kürzlich, uns einer Antwort anzunähern. Unser Schluss: Es gibt keine klare, eigenständige Richtung, in die sich die Soziale Arbeit bewegt hat. Als Profession, so wurde bemerkt, sei sie eher reaktiv als proaktiv gewesen in den letzten Jahren. So ist es wahrscheinlich nicht falsch, die allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen auch für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als massgeblich zu betrachten. Doch was waren diese? Die Standardisierung und Technologisierung weiterer Berufsfelder hat auch die Soziale Arbeit geprägt. Analog zur Sozialhilfe, für die ich das Bild prägte, wir hatten es mit einer Revolution auf leisen Sohlen zu tun. Die Arbeitsmittel zu aller erst haben sich verändert. Kaum ein Arbeitsplatz sieht heute noch so aus wie vor zwanzig Jahren. Standards, Normierungen, Checks und automatisierte Kontrollprüfungen haben weite Teile der Berufswelt verändert und damit auch die Soziale Arbeit. Das Design und die Einhaltung von Verwaltungsabläufen und Prozessen sind auch für unseren Berufsstand wichtig geworden. Der Legitimationsbedarf ist unter dem Druck der Öffentlichkeit enorm angewachsen.

Psychologie und therapeutische Ansätze seien out, meinte einer meiner Kollegen. Ist dem so? Vielleicht. Doch wo bleibt dann der Mensch, um den es im Kern geht, in einem zunehmend technokratischen Umfeld? Angesichts der knappen personellen Ressourcen im Sozialwesen hat in den letzten zwei Jahrzehnten zudem der Begriff der Abgrenzung Hochkonjunktur gehabt. Abgrenzung durch Arbeitsteilung unter den Dienst- und Kompetenzzentren – eine Frage der Zuständigkeit und der wachsenden Spezialisierung; Abgrenzung durch Betonung der Eigenverantwortung der Betroffenen. Emotionale Abgrenzung und politische Abgrenzung durch Entmystifizierung der Profession. Abgrenzungen dienen als Schutzschilde und schaffen Distanz. Wie gestalten wir unter diesen Bedingungen unser Verhältnis zu unseren Ziel- und Klientengruppen? Welche Qualität hat unter diesen Voraussetzungen die Arbeit mit den Menschen? Welche Bedeutung kommt der Empathie zu, wenn es sie noch geben darf und soll? Was ist letztlich die Motivation, diesen Beruf zu erlernen? Auf solche Fragen haben wir in den letzten Jahren wenig befriedigende Antworten erhalten. Der verschärfte sozialpolitische Diskurs, der mit der Diskreditierung und Diffamierung sozial Schwacher verbunden war, hat der Sozialen Arbeit zugesetzt. «Wieviel Misstrauen verträgt Soziale Arbeit?» hiess eine wichtige Forschungsfrage, der an unserer Hochschule in den letzten Jahren nachgegangen wurde. Mehr als viele Worte spricht sie aus, was sich verändert hat, nicht nur in der gesetzlichen Sozialarbeit. Diese Frage lässt sich durchaus in zwei Ausprägungen verstehen: Wieviel Misstrauen verträgt es in der Sozialen Arbeit, aber auch gegenüber der Sozialen Arbeit. Sie muss sich jedenfalls mehr legitimieren als andere Tätigkeiten und das gilt auch für ihre Nutzerinnen und Nutzer bzw. Klientinnen und Klienten.

Von Entideologisierung der Sozialen Arbeit war im Kollegenkreis die Rede. Aus Aktivistinnen und Aktivisten seien Verwaltungsangestellte geworden. Eine Säkularisierung der Sozialen Arbeit habe stattgefunden. Ich konnte mich dem nur zum Teil anschliessen. Aus meiner Sicht war Soziale Arbeit immer etwas eminent Praktisches, hatte mit Menschen auf der Schattenseite des Lebens zu tun und bezog ihr Wissen und ihre Legitimation daraus. Im Kontakt mit den realen sozialen Verhältnissen, in der Auseinandersetzung mit den Menschen in ihrem Widerspruch, mit ihren

Luzern, 17. August 2016
Seite 7/8
Abschiedsrede – Das Dutzend ist voll

Schwächen und Stärken, war sie eigentlich stets vor Idealisierungen und Verteufelungen gefeit. Zweifellos ist auch die Soziale Arbeit ideologischem Gedankengut ausgesetzt – ein Blick auf die Geschichte der Eugenik oder der administrativen Verwahrung macht dies nur zu deutlich – und ich möchte nicht verneinen, dass mir gewisse Diskurse, welche die Soziale Arbeit zur Speerspitze im Kampf um Gerechtigkeit und Menschlichkeit aufbauschen, auch heute als unangemessen vorkommen. Soziale Arbeit ist für mich zunächst einmal ein Handwerk. Sie verfolgt das Ziel, die Lebensbedingungen einzelner Menschen und die Lebensverhältnisse in einer Gesellschaft zu verbessern. Mit der Ausdifferenzierung und der Heterogenisierung unserer Gesellschaften wird diese Aufgabe immer anspruchsvoller. Mit der wachsenden Distanz der Menschen zu den gesellschaftlichen Systemen wächst der Bedarf an Vermittlung, sei dies in Form von Case Management oder Prozessmoderationen. Soziale Arbeit leistet diese Vermittlung und trägt so zur gesellschaftlichen Integration und Kohäsion bei. Soweit unsere Überlegungen im Kollegenkreis.

Die Ausdifferenzierung der Berufsfelder, wie wir sie erleben, dürfte sich fortsetzen. Die Grenzen zu anderen Berufsfeldern sind fliessend. Aus meiner Sicht gilt dies nicht zuletzt zu den Berufsfeldern des sehr bedeutsamen Gesundheitswesens. Hier entstehen Konkurrenzverhältnisse, deren Ausgang noch nicht entschieden ist. Die zunehmende Ausdifferenzierung macht interdisziplinäre und interprofessionelle Kompetenzen für die Sozialarbeitenden der Zukunft besonders wichtig. Neu ist das für die Soziale Arbeit nicht, denn sie bezog ihr Wissen stets aus verschiedenen Disziplinen. Doch heute wird die Bedeutung dieser Kompetenz breit anerkannt. Hinzu kommt die Bedeutung der interkulturellen Kompetenz in einer Gesellschaft, die sich durch wachsende Heterogenität auszeichnet.

Fällt es schwer, im Rückblick auf das vergangene Dutzend Jahre klare Entwicklungslinien für die Soziale Arbeit zu beschreiben, so gilt dies erst recht für Entwicklungsprognosen. In einem gemeinsamen Arbeitspapier haben die Leute, die zurzeit über die künftige strategische Ausrichtung unseres Masterstudiengangs nachdenken, festgehalten:

Die sozialpolitischen Auswirkungen der derzeitigen gesellschaftlichen Veränderungen und der technologischen Revolution (Auswirkungen in der Arbeitswelt und der Gesellschaft generell) werden noch eine Weile lang nicht klar erkennbar sein. Noch viel weniger klar wird die Rolle sein, auf die sich die Soziale Arbeit im bevorstehenden Umbruch vorzubereiten hat. Hochschullehre wird ihren Auftrag dann erfüllen, wenn sie auch zu Zeiten des Wandels zum Handeln befähigt. Sie wird nicht nur Erklärungsansätze erschliessen müssen für das Gegenwärtige, sondern sollte auch Deutungsmacht entwickeln für das Zukünftige. Nachhaltige Lehre greift der absehbaren Zukunft voraus, sie bereitet auch auf das Nichtwissen vor.

Bei allem Nichtwissen und aller Unklarheit, ist mir aber eines klar: Die Soziale Arbeit erfüllt eine wichtige Funktion für die Menschen, die auf Orientierungshilfe und Unterstützung angewiesen sind, und für die Gesellschaft, die immer wieder um ihren Zusammenhalt ringen muss. Als wertebasierte Disziplin ist es ihre Aufgabe, gesellschaftliche Verhältnisse, die zu Ungerechtigkeiten und Disfunktionalitäten führen, zu hinterfragen und zu thematisieren. Dies im Verbund mit anderen, die diese Aufgabe auch haben. Die Nachfrage nach unseren Studierenden beweist, dass Soziale Arbeit gebraucht wird und dass es sinnvoll ist, Menschen für diese Berufsfelder auszubilden. Was gibt es Schöneres als gegen Ende eines Berufslebens feststellen zu dürfen, dass man in den vielen Jahren – hier in Luzern, aber auch in den Stationen davor – die Chance hatte, etwas Sinnvolles zu tun, das einem erst noch Freude gemacht hat? Ich selber gehöre zu den Glücklichen, die das von sich sagen dürfen.

Luzern, 17. August 2016
Seite 8/8
Abschiedsrede – Das Dutzend ist voll

V. Dank

Dass dem so war, verdanke ich vor allem Ihnen allen, mit denen ich zusammenarbeiten durfte. Es gäbe nun viele einzelne Personen zu erwähnen, die für mich in diesen Jahren besonders wichtig waren. Natürlich gilt dies besonders für die Mitglieder der Departementsleitung, der verschiedenen heutigen und früheren Führungsgremien, mit denen ich besonders viel zu tun hatte. Ihre Unterstützung und kritische Begleitung war für mich stets ausschlaggebend. Sie hat es mir auch ermöglicht, namhafte ehrenamtliche Funktionen in der Schweizerischen Sozial- und Migrationspolitik wahrzunehmen, und so die Verbindung von Hochschule und Praxis in Fachkreisen und der Öffentlichkeit glaubhaft zu verkörpern. Ich danke allen, die in den vergangenen Jahren mitgetragen haben, mich getragen haben und die sich den Veränderungen, die immer auch ein Stück Zumutung waren, nicht verschlossen haben. Sie alle haben zum Erfolg unserer Hochschule beigetragen.

Und nun, um am Beginn anzuknüpfen, ist wiederum eine Zeit des Übergangs. Für mich wird es Zeit, in den Rang zu treten und meine Führungsaufgabe am 1. November an meine Nachfolgerin abzugeben. Ich bin überzeugt, dass wir in ihr eine ausgezeichnete und kompetente Direktorin haben werden, mit der Sie gerne zusammenarbeiten werden. Ich selber habe nun wie andere vor mir das Privileg, noch einige Zeit an der Hochschule als Dozent und Projektleiter tätig zu sein und freue mich sehr auf diese nächste Phase. Dass der Übergang gelingen wird, bin ich eigentlich überzeugt. Vor allem dann, wenn Sie mich bei diesem Rollenwechsel unterstützen. Und darum bitte ich Sie. Ich schliesse noch einmal mit dem herzlichsten Dank an Sie alle.